

# Insel Verlag

## Leseprobe



Moor, Robert  
**Wo wir gehen**

Unsere Wege durch die Welt  
Aus dem amerikanischen Englisch von Frank Sievers

© Insel Verlag  
978-3-458-17874-3





# ROBERT MOOR WO WIR GEHEN

*Unsere Wege durch die Welt*

Aus dem amerikanischen Englisch  
von Frank Sievers

Insel Verlag



Die Originalausgabe erschien 2016 unter dem Titel *On Trails.  
An Exploration* bei Simon & Schuster, Inc., New York.

Erste Auflage 2020

© der deutschen Ausgabe Insel Verlag Berlin 2020

© Robert Moor, 2016

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags  
sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,  
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikro-  
film oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages  
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-17874-3

*Ein Pfad entsteht, indem man ihn geht.*

– Zhuangzi



# INHALT

<b>PROLOG</b> .....	9
<b>ERSTES KAPITEL</b> .....	41
Fossilienspuren <i>Der Welt einen Sinn geben</i>	
<b>ZWEITES KAPITEL</b> .....	75
Insektenpfade <i>Die Entstehung der Schwarmintelligenz</i>	
<b>DRITTES KAPITEL</b> .....	115
Wildwechsel <i>Was in anderen Tieren vorgehen mag</i>	
<b>VIERTES KAPITEL</b> .....	195
Vormoderne Pfade <i>Die Weisheit der Ureinwohner und die verlorenen Wege</i>	
<b>FÜNFTES KAPITEL</b> .....	243
Moderne Wege <i>Die Zerstörung der Wildnis und die Geburt des Wanderns</i>	
<b>SECHSTES KAPITEL</b> .....	295
Postmoderne Wege <i>Wegbereiter der Zukunft</i>	
<b>EPILOG</b> .....	355
Anmerkung des Autors .....	405
Danksagung .....	407
Verwendete Literatur .....	411





## PROLOG

Einmal, vor vielen Jahren, machte ich mich auf, um ein großes Abenteuer zu erleben, und starrte stattdessen fünf Monate lang auf Schlamm. Im Frühling 2009 begann ich meine Wanderung über den Appalachian Trail, den ich in seiner vollen Länge von Georgia nach Maine laufen wollte. Den Zeitpunkt hatte ich mir genau überlegt, um nahtlos vom milden Frühling des Südens in den lauen Sommer des Nordens überzugehen, doch aus irgendeinem Grund wurde es während meiner Reise nicht warm. Es war ein kühles Jahr mit viel Regen. Die Zeitungen verglichen es mit dem Ausnahmesommer 1816, als der Mais bis zu den Wurzeln gefror, Italien von rosa Schnee bedeckt war und die junge Mary Shelley, in der Schweiz in einer dunklen Villa eingesperrt, von Monstern zu träumen begann. In meiner Erinnerung sah ich auf dieser Wanderung vor allem nasse Steine und schwarze Erde. Auf nicht wenigen Berggipfeln entbehrte ich jeden Ausblicks. Von Nebel umhüllt, die Regenhaube auf dem Kopf, den Blick gesenkt, blieb mir kaum mehr, als mit talmudischer Intensität Kilometer um Kilometer, Monat um Monat den Pfad vor meiner Nase zu studieren.

In seinem Roman *Gammler, Zen und hohe Berge* nennt Jack Kerouac diese Art des Wanderns »über den Pfad meditieren«. Die Figur Japhy Ryder, die dem Zen-Poeten Gary Snyder nachempfunden ist, sagt zu ihrem Freund: »Du musst einfach laufen und auf den Pfad zu deinen Füßen sehen und nicht in die Gegend gucken und einfach in Trance verfallen, während der Boden vor-

beisaust.« Mit so großer Aufmerksamkeit werden Pfade selten beachtet. Ärgern wir Wanderer uns über einen besonders strapaziösen Weg, dann beschwerten wir uns, wir hätten den ganzen Tag nur auf unsere Füße geschaut. Lieber sehen wir nach oben, hinaus, in die Ferne.

Idealerweise fungiert ein Pfad als dezenter Helfer, der uns elegant durch die Welt geleitet und uns zugleich das Gefühl gibt, frei und selbstbestimmt zu handeln. Vielleicht ist das der Grund, weshalb Pfade in der Literaturgeschichte stets am Rande des Blickfelds geblieben sind, an der Unterkante des Bildes: als gehörten sie schon nicht mehr zum Bild und stünden buchstäblich kurz davor, aus dem Rahmen zu fallen, als gingen sie uns nichts an.

Während Hunderte und Tausende Kilometer des Pfades unter meinen Augen davonzogen, kam in mir irgendwann die Frage auf, was dieses endlose Geschmiere bedeuten sollte. Wer steckte dahinter? Woher kam es? Und warum gab es eigentlich Pfade?

Noch lange nachdem ich das Ende des Appalachian Trail erreichte, verfolgten mich diese Fragen. Von ihnen angestachelt, im vagen Gefühl, sie könnten mich in neue gedankliche Gefilde befördern, verwandte ich Jahre darauf, sie zu beantworten, was mich wiederum zu noch größeren Fragen führte: Warum haben Tiere überhaupt begonnen, sich fortzubewegen? Wie erschließen sich Lebewesen die Welt? Warum sind manche Individuen Anführer und die anderen folgen? Wie haben wir Menschen es angestellt, unserem Planeten seine jetzige Form zu geben? Stück für Stück setzte ich ein Panoramabild zusammen, in dem Pfaden eine wichtige lenkende Kraft auf diesem Planeten innewohnt: Auf jeder Stufe der Skala des Lebens, vom mikroskopisch kleinen Einzeller bis hin zur Elefantenherde, nutzen Lebewesen Pfade, um eine überwältigende Auswahl an Möglichkeiten auf eine einzelne, schnell ans Ziel führende Route zu reduzieren. Ohne Wege wären wir verloren.

Aber meine Suche nach dem Ursprung der Wege war schwieri-

ger als gedacht. Heutzutage künden Wanderwege mit grell bemalten Schildern und Wegzeichen lauthals von ihrer Existenz; ältere Pfade sind dagegen sehr viel unauffälliger. Manche Fußpfade alter indigener Kulturen wie der Cherokee waren nur wenige Zentimeter breit. Als die Europäer in Nordamerika einfielen, verbreiteten sie nach und nach die Wege der Ureinwohner, für ihre Pferde, ihre Wagen und dann für ihre Automobile. Heute liegt das Urwegenetz größtenteils unter Straßen begraben, auch wenn man immer noch Reste des alten Pfadsystems finden kann, sofern man weiß, wo – und wie – man suchen muss.

Andere Pfade sind sogar noch obskurer. Die Spuren mancher Waldsäugetiere ziehen sich so fein durchs Unterholz, dass nur erfahrene Fährtenleser sie erkennen. Ameisen schnüffeln sich über unsichtbare chemische Pfade – will man sie sehen, muss man ihre Umgebung mit Lykopodium bestreuen, jenem Pulver, das auch die Polizei benutzt, um Fingerabdrücke aufzuspüren. Manche Pfade verlaufen unterirdisch: Termiten und Nacktmulle graben Tunnel und markieren sie mit Pheromonspuren, um auf Kurs zu bleiben. Noch feiner sind die verzweigten Nervenbahnen im menschlichen Gehirn, deren Netzwerk so unüberschaubar ist, dass selbst die fortschrittlichsten Computer der Welt sie noch nicht vollständig kartieren können. Derweil strickt die Technologie tief unter der Erde und hoch oben im Äther ein kompliziertes Wegenetz, damit Informationen rasend schnell zwischen den Kontinenten hin und her reisen können.

Ich lernte, dass die Seele eines Pfades – seine *Pfadhaftigkeit* – nicht in Erde und Fels geschrieben ist; sie ist immateriell, flüchtig, wie Luft. Entscheidend ist seine Funktion: wie sich der Pfad beständig verändert, um den Zwecken seiner Nutzer zu dienen. Ruhm und Ehre gebührt den Wegbereitern, jenen hartgesottenen Seelen, die physisch wie metaphorisch auf unbekanntes Terrain vordringen – aber den Nachfolgern kommt beim Entstehen eines Pfades eine ebenso wichtige Rolle zu. Sie kürzen unnötige Kur-

ven ab und bügeln Hindernisse nieder, sodass sich der Pfad mit jedem Mal leichter gehen lässt. Erst dank all der Menschen, die ihn benutzen, stellt er irgendwann »durch Erfahrung und Vertrautheit die ideale Anpassung der Bewegung an den Raum« dar, wie Wendell Berry es formuliert. In verwirrenden Zeiten – wenn alle alten Wege im Morast zu versinken scheinen – ist es sinndienlich, den Blick erdwärts zu richten und die oft übersehenen Lebensweisheiten unter unseren Füßen zu betrachten.



Als ich zehn Jahre alt war, kam mir zum ersten Mal der Gedanke, ein Pfad könnte mehr sein als ein Streifen blanker Erde. In jenem Sommer schickten mich meine Eltern in ein altmodisches kleines Ferienlager in Maine, das Pine Island Camp, wo es keinen Strom und kein fließendes Wasser gab, nur Petroleumlampen und einen kalten See. In der zweiten von insgesamt sechs Wochen, die ich dort verbringen sollte, wurden ein paar von uns Jungs in einen Transporter gesteckt und auf einer stundenlangen Fahrt zum Fuß des Mount Washington gekarrt, wo ich die erste Rucksacktour meines Lebens unternahm. Als Kind der betonierten Vorstadtprarie von Illinois war ich erst einmal skeptisch. Mit schwerem Gepäck durch die Berge zu wandern sah mir verdächtig nach einem Bußritual aus, zu dem sich Erwachsene zuweilen nötigten – wie der Besuch bei fernen Verwandten oder das Aufessen trockener Brotrinde.

Aber ich hatte unrecht; es war noch schlimmer. Unsere Begleiter hatten uns drei Tage zubemessen, um die dreizehn Kilometer bis zum Gipfel des Mount Washington und wieder zurück zu wandern, im Grunde also reichlich viel Zeit. Aber der Weg war steil und ich ein dürrer Junge. Mein Rucksack – ein schweres, schlecht sitzendes Ungetüm mit Aluminiumgestell von Kelty – sah aus wie eine Ganzkörperzahnsäge.

Als wir gerade einmal eine Stunde auf dem steinigen Weg durch die Tuckerman Ravine unterwegs waren, bekam ich in meinen steifen neuen Lederstiefeln schon die ersten Blasen und die Haut an meinen Fersen schürfte ab. Heiß rann mir der Schmerz durch die Rückenmuskeln. Wenn unsere Begleiter gerade nicht hinsahen, zog ich den entgegenkommenden Wanderern schmerz-erfüllte, flehentliche Grimassen, als wäre ich Opfer einer besonders raffinierten Entführung. Als ich am Abend im Unterstand in meinem Schlafsack lag, überlegte ich, wie ich meine Flucht bewerkstelligen könnte.

Am zweiten Morgen wehte grauer Regen heran. Anstatt auf den Gipfel zu steigen, was unseren Begleitern zu unsicher erschien, nahmen wir einen weiten Umweg um die Südflanke des Berges. Die Rucksäcke ließen wir im Unterstand zurück, sodass jeder nur eine Flasche Wasser und Snacks dabei hatte. Vom elenden Gewicht befreit, vom Regenponcho angenehm warm gehalten, konnte ich das Wandern endlich genießen. Ich atmete die tannensüße Luft ein und Nebelatem aus. Chlorophyllen schimmerte der Wald.

Wir gingen in einer Reihe und schwebten wie kleine Geister zwischen den Bäumen hindurch. Nach ein oder zwei Stunden gelangten wir an die Baumgrenze und betraten ein Reich aus flechtenverharschtem Fels und weißem Dunst. Rund um den Berg verästelten sich immer feiner die Pfade. Als der Weg den Crawford Path kreuzte, verkündete einer unserer Begleiter, dass wir jetzt auf einen Abschnitt des Appalachian Trail abbiegen würden. Seinem Ton nach zu urteilen, sollten wir wohl beeindruckt sein. Ich hatte den Namen zwar schon gehört, verband aber nicht viel damit. Der Pfad unter unseren Füßen, erklärte der Begleiter, führe über den Grat der Appalachen, in nördlicher Richtung nach Maine, in südlicher Richtung bis hinab nach Georgia, das über dreitausend Kilometer entfernt lag.

Ich erinnere mich noch an das Prickeln der Verwunderung, als

ich diese Worte hörte. Plötzlich schwoll der schlichte Pfad unter meinen Füßen auf ein überbordendes Maß an. Ich fühlte mich, als würde ich in unserem Zeltlager auf den Grund des Sees tauchen und dort einen unermesslich riesigen Blauwal entdecken. So klein, wie ich mir damals vorkam, fand ich es ungeheuer erregend, etwas so Großes zu erleben, und sei es, dass ich nur einen kleinen Zipfel davon erhaschte.



Ich wanderte weiter. Es wurde leichter – oder besser gesagt, ich härtete ab. Mein Rucksack und meine Wanderschuhe wurden weicher und schmiegt sich bald wie ein alter Baseballhandschuh an meinen Körper. Ich lernte, wie ich mich trotz schweren Gepäcks behände bewegen konnte, und wanderte schließlich mehrere Stunden ohne Pause. Auch die Genugtuung, am Ende eines langen Tages den Rucksack abzulegen, genoss ich nun: Das warme Tier fiel kühl von mir ab und ich fühlte mich, als wäre ich mit Helium gefüllt, sodass meine Sohlen den Erdboden nur noch streiften.

Das Wandern erwies sich als ideale Freizeitbeschäftigung für ein ankerloses Kind wie mich. Meine Mutter hatte mir einmal ein in Leder gebundenes Tagebuch geschenkt, auf dessen Rücken sie in Gold meinen Namen einprägen ließ, nur dass der Buchdrucker ihn missverstand und ROBERT MOON draufschrieb. Ein seltsam passender Name. Als Kind fühlte ich mich oft wie ein Außerirdischer. Ich war nicht einsam oder gar ausgegrenzt; ich fühlte mich nur einfach nie richtig *heimisch*. Bevor ich aufs College ging, wusste niemand, dass ich schwul war, und ich kannte auch keine anderen Schwulen. Ich bemühte mich, nicht aufzufallen. Jahr für Jahr zog ich zu jedem Frühlings- und zu jedem Abschlussball Anzug und Krawatte an. Ich kleidete mich in athletische Einheitskluft, Mädchen-kennenlernen-Kluft, Geklaute-Bierdosen-im-

Partykeller-trinken-Kluft. Dabei fragte ich mich insgeheim, was dieses kostümierte Theater sollte, das wir da unablässig aufführten.

In meiner Familie war ich mit einem Abstand von fast zehn Jahren das jüngste Kind. Als ich geboren wurde, waren meine Eltern schon über vierzig und sie gewährten mir ungewöhnlich viele Freiheiten. Ich hätte ein Wildfang werden können. Doch stattdessen verbrachte ich die meiste Zeit lesend in meinem Zimmer, was ungefähr auf das Gleiche hinauslief, als wäre ich von zu Hause weggerannt, nur ohne das Risiko und die elterlichen Magenschmerzen. Und so brannte ich von der dritten Klasse an mit meinen Büchern durch, die ich verschlang wie ein Kettenraucher die Zigaretten; kaum war das letzte aufgeraucht, hatte ich schon das nächste in der Hand.

Das Buch, das aus meiner Freizeitbeschäftigung eine Leidenschaft werden ließ, war eine Taschenbuchausgabe von *Laura im großen Wald* auf dünnem Papier. Ich erfuhr, dass unser Haus im Norden von Illinois nur ein paar hundert Kilometer südöstlich des Ortes lag, in dem die Autorin Laura Ingalls Wilder 1867 geboren worden war. Aber ihre Beschreibungen der großen Wälder von Wisconsin waren mir vollkommen fremd. »Wenn man einen ganzen Tag, eine ganze Woche, ja, einen ganzen Monat nach Norden ging, so war man immer noch im Wald«, heißt es da. »Es gab keine Häuser. Es gab keine Straßen. Es gab keine Menschen. Es gab nur Bäume und wilde Tiere.« Ich war wie berauscht von dem Gefühl der Abgeschlossenheit und Autarkie, das Ingalls evozierte.

Ich weiß nicht mehr, wie viele Bände der Reihe *Unsere kleine Farm* ich nacheinander las, genug jedenfalls, dass mein Lehrer mich irgendwann sanft darauf hinwies, dass ich auch einmal wieder etwas anderes lesen könne. In den nächsten Jahren steigerte ich mich von *Unsere kleine Farm* über *Allein in der Wildnis* und *Walden* bis zu *Am Anfang war die Erde* und *Pilger am Tinker Creek*. Es gefiel mir, in allen Einzelheiten in das Leben im Freien ein-



zutauchen. In meinem ersten Sommer im Pine Island Camp entdeckte ich ein weiteres Genre, in dem es um Abenteuer in der Wildnis ging: die jungenhaften Geschichten von Mark Twain und Jack London, dann die alpinen Träumereien von John Muir und schließlich die antarktischen Qualen von Ernest Shackleton und existenziellen Odysseen von Robyn Davidson und Bruce Chatwin.

Zwischen diesen beiden Klassen von Autoren verlief eine grobe Trennlinie: Die einen waren in einem Gebiet tief verwurzelt, die anderen stolz auf ihre Ungebundenheit. Ich hielt es mit den Herumtreibern. Mir fehlte die tiefe Verbundenheit mit meinem Land, meinen Vorfahren, meiner Kultur, meiner Gemeinde, meinem Geschlecht oder meiner Rasse. Ich war ohne Religion und ohne Hass auf andere Religionen aufgewachsen. Meine Familie hatte sich weit verstreut: Als ich in die erste Klasse kam, waren meine Eltern, zwei Texaner im frostigen Norden, schon geschieden; kurz darauf verließen meine beiden älteren Schwestern das Haus, um aufs College zu gehen und nicht mehr zurückzukehren. Eine unbestimmte Rastlosigkeit schien durch unsere Adern zu fließen.

Neun Monate im Jahr trieb ich durch die Hallen der akademischen Einrichtungen, wechselte die Kostüme, lernte neue Dialekte, gab mich weltläufig. Nur im Sommer, bei meinen immer länger werdenden Ausflügen in die Wildnis, schien mein natürliches Wesen hervortreten. Ich arbeitete mich von den Appalachen hinauf zu den gewaltigen Rocky Mountains, dann zu den Beartooth Mountains, der Wind River Range, den schneebedeckten Kolossen der Alaskakette und schließlich zu den hohen Gipfeln von Mexiko bis Argentinien. Dort oben konnte ich fern aller Benimmregeln und Rituale ungemustert und unbehellig wandern.

Während des College nahm ich zweimal im Sommer einen Job im Pine Island Camp an und führte die Kinder auf kurzen Ausflügen durch die Appalachen. Auf dem Appalachian Trail traf

ich dabei gelegentlich auf Wanderer, die sich aufgemacht hatten, um den Pfad in einer monatelangen Mammuttour in seiner vollen Länge zu gehen. Diese Fernwanderer waren leicht zu erkennen: Sie stellten sich mit seltsamen »Trailnamen« vor, aßen heißhungrig und hatten einen leichten, wolfsähnlichen Gang. Sie schüchterten mich ein und machten mich zugleich neidisch. Und sie glichen Rockstars aus einer idealisierten Vergangenheit – die langen Haare, die wilden Bärte, das verkommene Äußere, der esoterische Slang, der rastlose Lebensstil, das matte Gefühl von der Vergänglichkeit des Daseins, das sozusagen Heldenhafte.

Manchmal unterhielt ich mich mit ihnen und bearbeitete sie mit Käsestücken oder händeweise Süßigkeiten. Ich erinnere mich an einen alten Mann, der den gesamten Trail in einem schottischen Kilt und Sandalen gegangen war, und an einen jungen Mann, der ohne Zelt unterwegs war, aber mit einem prallgefüllten Federkissen. Einige Wanderer missionierten mit Eifer für die eine oder andere Kirche, andere sagten, wir müssten uns auf die bevorstehende ökologische Apokalypse vorbereiten. Viele, mit denen ich sprach, wechselten gerade den Job, die Ausbildung oder den Ehepartner. Ich begegnete Kriegsheimkehrern und Menschen, die einen Tod in ihrer Familie verarbeiten mussten. Manche Sätze hörte ich immer wieder. »Ich musste einen klaren Kopf bekommen«, hieß es, oder: »Ich wusste, das ist vermutlich meine letzte Chance.« Einmal erzählte ich einem jungen Wanderer, dass ich hoffte, die Wanderung irgendwann einmal selbst zu unternehmen. »Steig aus«, sagte er bestimmt. »Mach es jetzt.«



Ich stieg nicht aus. Dafür war ich ein zu vorsichtiger Mensch. 2008 zog ich nach New York, wo ich eine Reihe schlecht bezahlter Jobs annahm. In meiner Freizeit plante ich meine Wanderung. Ich las Reiseführer und Onlineforen, entwarf versuchsweise Rou-

ten. Kein Jahr später war ich bereit, mich auf den Weg zu machen.

Im Gegensatz zu vielen anderen Menschen hatte ich keinen besonderen Anlass für diese Wanderung, keinen initialen Moment. Ich betrauerte keinen Tod und musste mich nicht von meiner Drogensucht erholen. Es gab auch nichts, wovor ich floh. Ich war nie im Krieg gewesen. Ich war nicht deprimiert. Ich war allerhöchstens ein bisschen verrückt. Meine Wanderung stellte nicht den Versuch dar, zu mir selbst, inneren Frieden oder Gott zu finden.

Vielleicht musste ich, wie man so schön sagt, einfach einen klaren Kopf bekommen; vielleicht wusste ich, dass es vermutlich meine letzte Chance war. Wie die meisten Klischees stimmte beides mehr oder weniger. Aber ich wollte auch herausfinden, wie es ist, monatelang in vollkommener Freiheit in der Wildnis zu verbringen. Vor allem wollte ich wohl eine Herausforderung meistern, die mir seit meiner Kindheit durch den Kopf geisterte. Als ich noch ein zarter Junge war, erschien es mir wie eine Herkulesaufgabe, den Appalachian Trail in seiner vollen Länge zu gehen. Später dann, als Erwachsener, lag gerade in der Unmöglichkeit der Reiz.



Ich hatte von den Fernwanderern im Laufe der Jahre einige nützliche Tipps bekommen. Vor allem wusste ich, dass das größte Hindernis zu schweres Gepäck war, weshalb ich meinen treuen alten Rucksack in den Ruhestand schickte und in einen neuen, ultraleichten investierte. Dann tauschte ich mein wuchtiges Zelt in eine Hängematte um, kaufte einen leichten Schlafsack mit Gänse- daunen und verbannte meine Lederstiefel zugunsten neuer Geländelaufschuhe. Meine Reiseapotheke beschränkte ich auf ein paar Pillen gegen Durchfall, Jodtupfer, eine daumendicke Rolle Klebeband und eine Sicherheitsnadel. Den Gaskocher tauschte

ich gegen ein fast gewichtsloses Utensil, das aus zwei Aluminiumdosen bestand. Als ich meine Ausrüstung in den neuen Rucksack gestopft hatte und ihn zum ersten Mal hochhob, war ich ebenso verblüfft wie erschrocken. Zu dürftig schien mir mein Pack, um einen Menschen fünf Monate lang zu kleiden, zu nähren und zu beherbergen.

Um mich nicht von einer blutleeren Diät aus Instantnudeln und gefriergetrocknetem Kartoffelbrei ernähren zu müssen, kochte ich Unmengen nahrhafter wasserreicher Speisen (Bohnen mit Naturreis, Quinoa, Couscous, Vollkornnudeln mit Tomatensauce), denen ich anschließend das Wasser entzog. Ich goss winzige Mengen Olivenöl und scharfe Sauce in kleine Plastikflaschen. Befüllte Plastikbeutel mit Backpulver, Körperpuder, Vitaminen und Schmerzmitteln. Dann teilte ich meine Vorräte in Fünf-Tage-Portionen und packte sie in insgesamt vierzehn Kartons. Dazu ein Gedichtbändchen oder einen dickeren Taschenbuchroman, den ich mit Rasiermesser und Paketband in dünne Hefte zerlegt hatte.

Die Kartons adressierte ich an Postfilialen auf dem Weg – in Orten wie Erwin, Hiawasse, Damascus, Caratunk oder Bland (mein Lieblingsname: ein Ort, der sich selbst öde nennt) –, worauf ich meinen Mitbewohner bat, sie jeweils zu einem bestimmten Datum abzuschicken. Ich kündigte meinen Job. Vermietete meine Wohnung unter. Verkaufte oder verschenkte alles, was ich entbehren konnte. Dann, an einem kalten Märztag, flog ich schließlich nach Georgia.



Auf dem Gipfel des Springer Mountain, des südlichen Endes des Appalachian Trail, begrüßte mich ein alter Mann, der sich Many Sleeps nannte. Den Spitznamen hatte er sich angeblich erworben, weil er eine der langsamsten vollständigen Wanderungen über

den Trail gemacht hatte, die je registriert worden waren. Mit seinen herabhängenden Lidern und dem langen weißen Bart sah er aus wie Rip Van Winkle in Nylon.

In der Hand hielt Many Sleeps ein Klemmbrett. Seine Aufgabe bestand darin, von allen Wanderern, die den Trail in voller Länge gehen wollten, Informationen zu sammeln. Dieses Jahr sei sehr viel los: Allein an diesem Tag hätten sich schon zwölf Fernwanderer bei ihm angemeldet, am Vortag siebenunddreißig. Insgesamt hatten sich in diesem Frühling fast tausendfünfhundert Menschen auf den Weg gemacht, um vom Springer Mountain bis hinauf nach Maine zu laufen, wenngleich kaum ein Viertel von ihnen am Ziel ankommen sollte.

Ehe ich meine langersehnte Wanderung begann, hielt ich noch einmal inne, um vom Berggipfel das unter mir liegende Land zu bewundern: Wogen frostverbrannter Erde, die zum Horizont von Braun in Grau und Blau verblassten. Die Berge sanken und stiegen, liefen aufeinander zu, bis sie kollidierten. Weit und breit kein Ort, keine Straße. Da begriff ich, dass ich ohne den Appalachian Trail niemals nach Maine finden würde. In dieser mir fremden, unübersichtlichen Gegend hätte ich sogar Schwierigkeiten, auf den nächstgelegenen Grat zu gelangen. Von nun an würde der Trail fünf Monate lang meine Lebensader sein.



Auf einem Pfad zu gehen heißt, ihm zu folgen. Wie ein Kniefall oder eine Lehre erfordert und erwirkt das Wandern ein gewisses Maß an Demut. Um möglichst leicht zu wandern, hatte ich keine Landkarten und kein GPS-Gerät dabei, nur einen dünnen Reiseführer und einen billigen Kompass für Notfälle. Der Pfad war mein einziger echter Orientierungspunkt. Und so klammerte ich mich an ihn wie Theseus sich an seinen Ariadnefaden.

Einmal schrieb ich abends in mein Tagebuch: »Es gibt Momen-